

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 5.

Mittwoch, den 7. Januar.

1925.

(20. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

XL.

Frau Olga Burlardt hatte ihre Weißtäderei beiseite gelegt und hielt mit beiden Händen ihres Sohnes Peter Rechte. Sie liebten es beide, so zu sitzen — die Mutter wie der Sohn. „Wie ein Liebespaar!“ sagte die Pfarrfrau immer, wenn sie die beiden so fand. Das aber stimmte nicht. Übermäßig zärtlich waren sie keineswegs miteinander — es war nur dieses tiefe Verstehen zwischen ihnen, das viele Worte und jede Demonstration überflüssig macht.

Mit ihren guten, verstehenden, mütterlichen Augen sah Frau Olga von der Seite her auf ihren Sohn. Dieser hielt den Blick gesenkt, ließ die Rechte in den Händen der Mutter und zupfte und glättete mit der freien Linken an der bunten Tischdecke, wo es nichts zu zupfen und zu glätten gab. Diese Angewohnheit hatte er von der Mutter geerbt.

Durch das junge Weinlaub, das die Veranda umkleidete, hüpfte und tanzte im leichten Lüftchen das Sonnenlicht herein, legte zitternde goldene Kringel und spielende Flämmchen über den Tisch, auf dem eine Schale mit Raiblumen stand, und lockte rötliche Lichter aus Peters braunem Ringelhaar, das sich immer noch so hübsch und weich um seine Stirn legte wie zu seiner Knabenzeit.

„Nun, Mutterchen?“ fragte Peter endlich in das lange Schweigen hinein.

„Eugen wollte doch kommen. Er hat mich um dasselbe gebeten wie du. Ich gedachte euch beiden zu erzählen, was ich weiß. Ist es dir aber lieber, es allein zu hören, Kind, dann kann ich es auch zweimal berichten.“

„O nein, dann laß es nur! Eugen ist aber wunderbar — er könnte doch bequem vor die rechte Schmelde gehen — könnte Oskar befragen oder — oder Gabriele selbst — oder auch Mutter Klärchen.“

„Nein“, entgegnete Frau Olga mit ihrem ruhigen Kopfschütteln, „das geht alles nicht. Oskar weiß kurzerhand alles, was irgendwie mit Gefühlsachen, mit innerem Erleben zusammenhängt, zurück — und seine junge Frau? Das süße Geschöpf ist so jung, so unerfahren, so unselbständig — das legt sich wohl nicht Rechenschaft ab, wie alles kam, nimmt noch Schicksalswendungen als etwas Unabwendbares hin und ist innerlich noch nicht reif genug, das eigene Herz zu ergründen. Mutter Klärchen gar! Hast du schon jemals ein objektives Urteil aus ihrem Munde gehört. Oder eine Ansicht, die nicht über und über von ihrem persönlichen Empfinden gefärbt war?“

„Nein“, stimmte Peter lächelnd bei.

„Nun, siehst du! Dazu kommt noch, daß ich gegen Eugen dieselbe Bemerkung machte wie gegen dich, nämlich die, daß ich mit Gabrieles Mutter, die hier im Pfarrhaus auf Besuch war, rasch bekannt geworden bin, daß sie mir ihr Vertrauen geschenkt und mich in Vorgänge eingeweiht hat, die Mutter Klärchen fremd geblieben sind. Es ist seltsam — mich machen oft Leute, die ich wenig kenne, zu ihren Vertrauten.“

„Gar nicht seltsam!“ meinte Peter, nahm seiner Mutter Hand und küßte sie. „Wer dir in die Augen sieht, der weiß, daß er volles Verständnis bei dir findet, und Teilnahme und Diskretion — kurz alles, was ein volles Vertrauen rechtfertigen kann.“

„Es muß hier wirklich der Fall gewesen sein, denn die Frau, Gabrieles Mutter meine ich, ist hier allen, die sie kennen lernten, als besonders kalt, zurückhaltend, ja, als hochmütig erschienen. Frau Klärchen nennt sie einen Eiszapfen, eine starre Aristokratin. Du weißt, daß sie einem alten Adelsgeschlecht entstammt. Ich kann alledem nicht zustimmen. Auf deinem Lieblingsplatz im grünen Zimmer hat sie gelesen und rücksichtslos mit mir gesprochen, als wäre ich ihre beste Freundin. Das habe ich neulich zu Eugen gesagt, und er hat mich inständig gebeten, ihn den Inhalt dieses Gesprächs wissen zu lassen. Berdenken kann ich es ihm nicht. Wer dieses Ehepaar, Oskar und Gabriele, zusammen sieht, der wird sich wohl immer fragen: Wie mögen diese beiden Menschen zusammengekommen sein? Ist es doch mir selbst nicht anders ergangen: Ich schähe ja Oskar sehr, halte ihn für ungewöhnlich begabt, leistungsfähig, zielbewußt — der alte Geheimrat Heller meinte neulich, er werde geradezu epochemachend in seiner Fachwissenschaft wirken — schließlich sind das aber alles Dinge, die bei einem jungen Mädchen weniger ins Gewicht fallen. Oskar ist ja auch gut aussehend, doch aber nicht so, daß man an eine große Leidenschaft glauben könnte, die ihren Weg durch das Auge genommen hat, an eine sogenannte Liebe auf den ersten Blick. Nun kam diese Frau von Westhoff —“

Ein rascher Schritt wurde auf den zur Veranda führenden Stufen hörbar — Eugen Förster stand im Rahmen der Tür. „Störe ich?“

„Im Gegenteil. Wir sprechen joeben von dir und wünschen dich herbei. Setz dich! Willst du etwas trinken oder möchtest du eine Zigarette?“

„Keines von beiden, Tante Olga — danke! Ich bin ja gekommen, um zu hören. Wie geht es dir, „Freund Peter“?“

„Gut — wie immer, wenn ich bei meiner Mutter bin! Bei euch alles wohlauf?“

„Danke, ja! Das Ehepaar“ — Eugen warf seinen leichten Strohhut mit einem so heftigen Schwung auf den zunächst stehenden Stuhl, daß er zu Boden fiel und er sich bücken mußte, ihn aufzuheben — „das Ehepaar ist nach dem Kreisstädtchen gefahren; Oskar hat dort ein Zusammentreffen mit einem durchreisenden Kollegen — Mutter Klärchen probiert ein neues kompliziertes Rezept aus — Ragout oder so was Ähnliches! Da bin ich sehr entbehrlich. Morgen sollt ihr dieses kulinarische Kunstwerk zu essen bekommen — lobt es doch nur so über den grünen Klee, sonst hat die kleine Mama eine schlaflose Nacht.“

In Eugens Tonfall und Manier lag etwas. Unruhiges, Forciertes — er sprach hastig und stoßweise, sah Mutter und Sohn nicht an, sekte, sich, sprang wieder auf und fing nun seinerseits an der bunten Tisch-

bede zu zupfen an, um jählings innezuhalten, emporzufahren und zu fragen: „Was habt ihr denn?“

„Wir?“ fragte Peter mit Betonung. „Warum denn?“

„Keiner von euch beiden spricht ein Wort!“

„Du hast ja soeben erst aufgehört zu reden! Aber, wie du willst! Mutterchen, du hast das Wort.“

„Schön. Seid erst einmal so gut, beide, und laßt meine Tischdecke in Frieden! Ich habe mir das Rupfen und Zupfen beinahe ganz abgewöhnt — ihr müßt es auch.“

Peter lachte ungezwungen, Eugens Lachen klang etwas forciert.

„Wir werden andächtig die Hände falten und dir zuhören, Tante Olga.“

„Andacht ist nicht notwendig; eurer Teilnahme bin ich sicher, das Thema will es. Ihr habt diese Frau von Westhoff, Gabrieles Mutter, nicht kennen gelernt. Denkt euch eine sehr gut konservierte, immer noch schöne Frau, von ausgeprägt aristokratischem Typus. Ihr sollt sagen, ob die Tochter ihr ähnlich sieht — nein, gar nicht. Frau von Westhoff ist brünett, sehr groß, tannengerade gewachsen, trägt den Kopf sehr hoch, bewegt sich gemessen, spricht leise und wenig, lächelt selten, lacht nie, hat vollendete Manieren und ist auserlesen höflich gegen jedermann.“

„Oh weh, Mutter Klärchen“, warf Eugen dazwischen.

„Ja — größere Gegensätze lassen sich allerdings kaum denken! Klärchen mit ihrer sprühenden Lebendigkeit, kaum imstande, ruhig zuzuhören oder jemand austreden zu lassen — mit ihrer impulsiven Art, Menschen und Dinge zu beurteilen, aus ihrer ganz persönlichen Anschauung heraus — ganz bereit, die Mutter ihres reizenden Schwiegertöchterchens als Freundin an ihr warmes Herz zu schließen — und nun auf der anderen Seite diese fühlbare Zurückhaltung, beinahe schon Zurückweisung — es konnte keinen reinen Klang geben. Wie ich Frau von Westhoff dann einmal allein bei mir hatte — sie wußte es geschickt so einzurichten —, da sagte sie mir wörtlich: „Ich erkenne die Herzensgüte und die guten Eigenschaften an Oskars Mutter rückhaltlos an und kann die Liebe und Wertschätzung, die sie so vielfach genießt, gut genug verstehen — aber meine Wesensart versagt sich der ihrigen und umgekehrt. Sie wünscht mein Vertrauen, meine Freundschaft — wünscht dies mit allem Ungezwungen, das ihr eigen ist — ich aber kann nur freiwillig beides bieten. Zu Ihnen, meine gnädigste Frau — anders nannte sie mich nie — habe ich sehr bald einen stillen Zug gespürt, und wenn ich auch bestimmt zu wissen glaube, daß Sie als eine so alte, treue Freundin der Familie Förster den wärmsten Anteil an allem nehmen, was diese Familie angeht. Wenn Sie Interesse dafür haben, wie Oskar und Gabriele zusammengekommen sind — Ihnen möchte ich es erzählen.“

„Ich versicherte Frau von Westhoff in wenigen Worten meiner aufrichtigen Teilnahme — sie schwieg darauf, nachdem sie mir mit einem Kopfnicken gedankt, eine kleine Weile und fuhr dann fort: „Diese Ehe habe ich gestiftet, und zwar von dem festen Glauben geleitet, daß dieser Mann, eben dieser, aus festem Holz geschnitten, zielbewußt und lebenslang, der richtige Lebensgefährte für meine Tochter Gabriele ist. Ich spreche ungern von mir selbst, kann aber nicht umhin, wenn ich Ihnen mein Tun verständlich machen will, in die Vergangenheit zurückzugreifen und meine Person zu erwähnen. Ich war ein reiches, hübsches und vielumworbenes Mädchen, sehr wählerisch, im ganzen kühl und spöttisch veranlagt. Was ich in unseren Freundes- und Verwandtentreffen von sogenannten Liebesheiraten sah, war meist sehr unglücklich ausgefallen — ich hegte überdies ein tiefes Mißtrauen gegen meine Bewerber, die wohl hauptsächlich meines Reichtums wegen kamen, und ich nahm mir vor, unverheiratet zu bleiben. Gegen die Liebe hieß ich mich für gefeit. So war ich mit meinen zwanzig Jahren fast am Ende, als ich Gabriel von Westhof kennen lernte.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Bernsteinfugeln.

Von Konrad Martin Laut.

Die scharrende Turmubr im alten Stadtratshaus von Dornburg hatte eben die siebente Abendstunde über das Saalethal gerufen. Wie ein Brotsatzgewebe aus Gold und Purpur hing der Reiz des sonnenheißen Augusttages zwischen den Veraterrassen und Pflanzengärten des herrlichen Schloßchens, das Herzog Ernst August, der Urvater unter den Fürsten Weimars, vor rund fünfzig Jahren dicht an den Steilhang des Ufers gesetzt hatte, und ließ sein feuergelbes Geblüht noch einmal über die letzten Rosen, die Malven und Aklern funkeln, ehe die lauernde Nacht das Sommerglück in ihren Schattenarmen begrub.

Der kleinen, aus Weimar und Jena swangalos zusammengelommenen Gesellschaft war das Vergnügen des Tages eine Feier gewesen. Im steinernen Pavillon über dem Felsabsturz hatte man flüchtig zu Abend gespeist; dann war man durch die Alleen und Gärten gezogen und hatte dabei den Feuerbrand der Natur in Andacht genossen. Selbst die Lautesten unter den Fröhlichen, der immer ein wenig erbißte Karl Ludwig v. Knebel und die muntere Luise v. Göchhausen, hatten ihr emsiges Gaudern eingestellt, als das leuchtende Sterben gekommen war. Vom nahen Jena im Süden bis zu den nördlichen Höhen um Hamburga hatte der Abend gebrannt. Die Saale zwischen den Wiesen, Wäldern und Bergen war eine Schür aus flüßigem Gold gewesen, sogar die vier Windmühlensügel droben bei Frauenprießnitz hatten, gestreift von der Glut, in lodernen Bränden geitanden. Dann aber war es kühler und dunkler geworden. Der Lautenburger Forst zur Rechten des Flußchens hatte sich schwarz gefärbt, am vollen, wunden Himmel war die alternde Venus erschienen und hatte zum Ausbruch gemahnt.

„Ich denke, man zieht sich allmählich ins Nest zurück.“

Es war die Stimme des Herzogs Karl August, der die noch immer unter den Lauben und Rebwallerten wandelnden Gäste zusammenrief. Und den Begleiter an seiner Linken mit einem verschmitzten und ältlichen Bild streifend, fügte er dem Alarmruf hinzu: „Mein Staatsminister v. Goethe wird diesem alorreichen Tag einen ebenso alorreichen Abend folgen lassen, wenn den Gerüchten zu trauen ist, die wir heute aus Jena vernommen haben.“

Der 46jährige Dichter — man schrieb das Jahr 1795, da solches sich zutrug — neigte artig sein Haupt. „In der Tat, Euer Durchlaucht, die Jenaer Botschaft ist richtig. Herr Hofrat Schiller hat mir am Morgen die neuesten Hefte der Horen geschickt, und wenn Euer Durchlaucht befehlen, mache ich unsere Gesellschaft mit diesem und jenem daraus bekannt.“

Ein wenig später sah man im heiter erleuchteten Saal des kleinen Kokoßschloßchens. Die grünen Böden waren an den Fenstern und Türen heruntergelassen, damit die Stimmen der Nacht den Frieden des Kreises nicht störten. Noch einmal hatten die Diener gefüllten Fruchtfaß in satten Kelchen herumgereicht und waren dann auftragsgemäß verschwunden.

Der fröhlich gelaunte Schloßherr ließ seine Augen über die Runde gehen. Na, also, da war man wieder beisammen, fern von Geßfaisch und Geßratsh des Hofes und weit weg von allen Geschäften, die eben wieder zu manchen Bedenken Anlaß gaben. Zwanglos streckte der Fürst seine Füße unter den Tisch und nickte seinen Getreuten zu: „It's recht, Verehrter, so fangen wir an.“

Ein kleiner Baden artig gebundener Hefte lag auf dem Tisch vor Goethes Platz. Nun ariff der Dichter danach und blätterte suchend in einem herum.

Mit wachsender Neugier und süßern Blicken hatte Luise v. Göchhausen das Tun ihres Freundes verfolgt. Es hielt sie nicht länger: „It es denn wahr, Excellenz, was man in Weimar und Jena erzählt? Sie führen die tollen Gespenstergeschichten auch in den neuesten Horen fort?“

Der Unangenehme lächelte freundlich. „Warum denn nicht, verehrte Gnomide? Können wir Besseres tun, als solche Dinge erzählen? Die Zeit ist so wild und die Menschen sind allerwegen so ganz außer Rand und Band, daß ein Spaziergang ins Unbekannte und Ungeübte doch wohl bereichlich ist.“

„Aber Gespenstergeschichten, süßester Freund? Die überläßt man doch den Kalendern und Kinderbüchern! Dafür ist Goethe doch nicht geboren?“

„Run hakte sie aber gefälligst den Mund und störe uns Goethen nicht. Sonst muß sie hinaus.“ Mit lustigem Grollen brummte der Fürst seine Drohung über den Tisch.

Und Goethe begann. In seiner gehaltenen Art, die volles Leben und ruhige Würde in schönem Ausgleich verband, machte er seine Hörer mit den neuesten Stücken aus seinen für die Horen geschriebenen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ bekannt. In einer früheren Sitzung zu Weimar hatte er die gespenstlichen Geschichten von der Sangerin Antonelli und dem Klopigeit gelesen. Nun kamen die Memoiren des Markalls v. Bassemperre, die kleine Novelle von dem listig-klugen Prokurator und die Erzählung von Ferdinands Lebensschicksal daran. Obgleich die neuen Sachen so gut wie nichts von Geisterhaftem enthielten, übten sie doch einen seltsamen Zauber auf die atemlos lauschenden Zuhörer aus. Man fühlte sich, wie so oft, im Banne des Dichters, der scheinbar dem Kleinsten und Neben-sächlichsten eine tiefere Bedeutung gab und die Welt seiner innern Gesichte dem Hörer zum Greifen nahe brachte. Als er mit Ferdinands Schicksal zu Ende war und ein wenig erschöpft vom langen Velen, das letzte Heft aus der Hand

lat. blieb es ein Weisagen ganz still in der Runde. Nur die Marmorenpfule auf der Konsole hinter dem Herzog verband ihren ruhelos hämmern den Schlag mit dem raschelnden Schwirren eines verpateten Falters, den der fühlbar gewordene Abend in den vom Kerzenlicht erwärmten Saal geatmet hatte. Endlich löste der Herzog das Schweigen.

„Sie haben uns ein paar gute Stunden geschenkt, Verehrter, wir danken Ihnen dafür.“

„Die uns in Aussicht gestellten Geispenstergeschichten sind Sie uns aber doch noch schuldig geblieben“, neckte Luise. „Dafür haben wir innere Geispenster gesehen, die wertvoller sind als alle Spukgestalten der Welt“, wies Herr v. Knebel die Spottsuchtprobe zurück.

Wozu auch geklärte Geispenstergeschichten, wenn man die schönsten lebenden im Haus hat?

Die Blide aller lehrten sich läch dem Schlosshauptmann zu, der gelassen und still am Ende der Tafel saß.

„Wie das, mein Lieber?“ forschte der Herzog.

„Euer Durchlaucht werden verstehen, es war nur ein Scherz. Ich selber glaube nicht das geringste. Die Dienerschaft freilich schwört Stein und Bein, das es in einem der Salongemächer des Schlosses nicht richtig ist.“

„Welcher Art ist das Geispenst der Leute?“

„Das läßt sich so leicht nicht sagen. Die einen wollen vor einem der Fenster ein Husten und Röcheln vernommen haben. Die andern behaupten, der Geist habe draußen auf dem Gekims und Karre mit gelben Augen ins Zimmer. Wie Bernstein sei der Glanz dieser Augen, bald leuchtend hell, bald etwas dunkler wie die Dragnen in unserm Gewächshaus. Wir nennen den unbekannten Besucher seitdem den Geist mit den Bernstein-Augen.“

In Goethes Bliden flammte bei diesem Bericht ein lebhaftes Feuer auf. Das war ja ein seltsamer Glücksfall! Im Dornburger Schloss, wohl nur ein paar Stuben weiter von dieser Gesellschaft, lag ein Geispenst und hielt zwei Bernstein-Augen ans Fenster. Sagen Sie doch, lieber Hauptmann, hat man die räthelhafte Erscheinung noch iunast gesehen?

„Erst gestern abend ist Schnaubert vor dem Geispenst geflohen.“

„Um welche Stunde?“

„Etwa um Mitternacht. Schnaubert hatte den Auftrag, die Fenster im linken Flügel zu schließen, weil ein Gewitter hinter Lautenbura stand. Er ist etwas feig, Ersellens, ich habe ihm gründlich die Meinung gesagt.“

Goethes immer noch brennende Blide trafen den Herzog. Der ahnte sogleich die Regung in seinem Boeten und wandte sich rückwärts zur Uhr. „Noch eine Viertelstunde bis zwölf. Wollen wir los?“

„Wenn Euer Durchlaucht das Abenteuer mit durchführen wollen, ich bin dabei.“

Schon hatten der Fürst und sein Freund sich erhoben. Die übrigen drängten lachend und scherzend heran.

„Na, kleine Gockhausen“, neckte der Herzog, „holt Eure neue Pistole; Ihr dürft als Erste in das Geispensterloch.“

„Gasten zu Gnaden, Durchlaucht, ich sehe das Ding mit Lieber von draußen an.“

Mit Lichtern versehen, die schnell herbeigerufene Diener entzündet hatten, trat man die mitternächliche Wanderung an. Durch vierlich geschmückte Stuben und traumliche Kabinette führte der Weg, bis man vor dem Geispensterraum stand. Der führende Schlosshauptmann hielt an der Tür.

Wenn Durchlaucht befehlen, unterruhe ich erst das Gelände.“

„Na, los denn, aber ein wenig fix, wenn's beliebt, wir plaken vor Neugier.“

Raum zwei Minuten später kehrte der Hauptmann zurück. „Wahrhaftig, Durchlaucht, irgend etwas muß draußen am Fenster sein. Ich kann nur nicht sagen, was sich dort aufhält.“

Nun hielt es den Dichter nicht länger. Die brennende Kerze in der erhobenen Rechten trat er über die Schwelle. Ihm nach der Herzog, dann Knebel, zuletzt die gelehrten Freunde aus Jena und die übrigen Damen und Herren von der Gesellschaft. Nur der Schlosshauptmann blieb an der Tür. Er konnte nicht folgen; denn das nun doch ein wenig verächtliche Fräulein Luise hielt ihn zum Schut ihrer kleinen Person energisch am Armel zurück.

Das mächtig groke Gemach bot im Klaren der hin- und hergetragenen Kerzen ein fast geispenstliches Bild. Die Schatten der nächtlichen Gäste krochen am Boden hin, audten gegen die Wände und flossen in traurigen, ständig wechselnden Linien über die Decke. Aus einer dämmerdunklen Nische wuchs wie der Leib eines Vorweltthieres in riesenhafter Größe ein samtblaues Himmelbett auf goldenen Füßen; die Spiegel daneben warfen die Menschenkörper zurück und fingen den Lichtschein in tadelnd sprühenden Funken auf.

„Nun, Lieber, habt Ihr's entdeckt?“ frag die Stimme des Herzogs fast überhell in das bis dahin fast lautlose Treiben.

Der Dichter hatte sich zu dem rechten Fenster gewandt und schaute angestrengt durch das Glas. Dann lud er mit einer artigen Geite den Herzog zum Näbertreten ein. Kein Zweifel, dort hockte ein unbegreifliches Etwas. Man sah es ganz deutlich, als wäre es auf die Scheiben gemalt. Aus einem rundlichen Kopf, der heutig auf- und niederzuckte, glühten zwei bernsteinaelbe, kreisrunde Augen, die feindselig, tückisch die fernhaltende Hand des Dichters verfolgten. Es war nicht groß und nicht klein. Bald schien es langsamrecht wie ein schmales, alchtraues Band, bald wieder drehte es sich in Kugelform an das Fenster und ählich einem Anauel aus rothbrauner Wolle.

„Das also ist unser Schlossgeispenst?“ Ein leises lächliches Lachen, das in der atemlosen Spannung unerträglich wohl tat, schlüpfte aus Goethes Brust. „Belieben, Durchlaucht, es sich recht langsam anzusehen; das Schauspiel ist immerhin selten.“

„Zum Rudud, was ist es denn? Ich sehe bloß Graues und Braunes und obendrauf die funkelnden Augen.“

„Noch einen Augenblick, wenn Durchlaucht es anständig gestatten; wir möchten doch wohl hören, von welcher Art die Sprache des Geistes ist.“

Mit seiner freien Linken schlug Goethe sanft an die Scheiben. Von draußen ließ sich ein stichendes Rauchen und rollendes Knaden vernehmen. Ein neuer Knöchelschlag schlug den geispenstischen Gait noch mehr zu erregen. Ein heiserer Schrei, dem Vision einer Klarinette veraleichbar, nur selbstam dumpf und voller Klage, drang ins Zimmer.

Nun hatte auch der Herzog den Geist erkannt: „El, fleh, Verehrter, das ist doch“

„Strix flammea. Die schönste Schleiereule in Euer Durchlaucht gepriesenen Ländern.“

Mit schnellem Rud riss Goethe das Fenster auf. Ein kurzes Räumen des dunklen Körpers, ein einziger, prachtvoller Schlag der klatternden Flügel und lautlos ließ der schöne Vogel sich von dem Randbrett ab. Wie ein Schatten glitt er dahin. Die Freunde sahen ihn noch im Milchblau der Sommernacht über der Saale, dann strich er hinüber zum Lautenburaer Forst.

In die stiernde Spannung fiel zaubhaft das Stimmchen der kleinen Gockhausen: „Was ist's mit den Bernstein-Augen, gelächter Dichter?“

„Die hat Herr v. Goethe sich schon gesichert. Wenn unser Gnomchen hüßlich artig bleibt erhält es beide in Gold gefast am nächsten Weihnachts.“

Und lachend verließ Karl August mit seinen Gästen den spukhaften Raum. . .

Tage, die nie wiederkehren.

Von Siegfried von Beseled.

Was war das Schönste?

Das Treppengeländer rittlings hinunterzurutschen?

In der Kleeheune heimliche Höhlen und unterirdische Gänge zu graben?

Oder im dunklen Wagenhaus unter die weißen Staubdecken zu kriechen, in die alte „Dormeuse“, das vierkniege Coupé, zu klettern, den Arm in den breiten Armhänger zu legen, das grüne Seidentoussieu hinaufzuschießen, und alt der kleinen Glocke, die zum Bod führte, zu klingeln?

Wie das in allen Eden nach Mottenpulver, nach alten Parfüms, uralttem Reisetraub roch! In dieser Ruthe war noch Grotante Ernestine über Königsberg nach Dresden zum Zahnarzt gefahren. . .

Aber noch schöner war der Heuboden über dem Stall; da lag man verdeckt, laute Sauerampfer oder junge Gurken, die man sich aus dem Garten heimlich geistigten, und war verschwunden, wenn draußen Karolommen tief.

Und dann: das Paradies, unter der Gartenveranda. Da wohnten die Zigel, die auf schönen Moossteppichen schlauften, sich fürchterlich zusammenzugelsten und einander anzulichten, wenn der Appetit groß und der Froch klein war, der ihnen mit Schaudern und doch heimlicher Neugierde geopfert werden mußte.

Krähen, Elstern, weiße Mäuse, Hasen und sogar junge Störche kaukten dort und trafen aus der Hand. Und wenn eines verunfallte, stand nicht weit im Garten die Begräbniskapelle, wo sie feierlich in Zigarettenascheln mit vielen Blumen, Musik und traurigen Gesängen beistattet wurden.

Aber das Allerhöchste war doch, wenn der alte Maaz die sechs Hofstimmeln vor die „Familiendrosche“ spannte: ein Ungeium aus Urarohvaters Zeiten, mehr ein fahrendes Haus als ein Wagen, in dem der Länne nach auf beiden Seiten ie sechs Menschen saßen und die zwei Rinalten dazwischen in der Mitte noch liegen konnten, und vorne beim Rutscher und hinten auf dem Dienerstisch war noch Platz genug für die älteren Brüder.

Dann ging es an die Aubeulschläge, wo alle Leute schon seit einer Woche beim Feuen waren.

Und beim Deaufröllen und einfahren wurde mitgeholfen, bis man den Hals voll kleiner Halme hatte, daß man fast erstickte. . .

Wohin ist das alles verschwunden?

Steht noch die „Dormeuse“ unter der weißen Staubdecke? Und die Familiendrosche?

Steht noch das alte Haus mit dem holländischen Schindeldach, den weißen Säulen und der breiten Veranda? Die moosbewachsene Gartentürste ist geschlossen.

Die schmalen grauen Stäbe werfen Schatten über den vergaisten Wea, den niemand betritt.

Vom Dünkel.

Gedankenplitter von Kurt Burg-Schwarzburger.

Der Dünkel ist der beste Gradmesser für die mangelnde Intelligenz.

Je hohler das Fäß, desto lauter der Schall.

Bist du dumm und faul — kritisiere alles.

Wenn du selbst nichts kannst, laß auch die Leistungen anderer nichts wert sein!

Der Dünkel ist die größte Form der Dummheit.

Aus altnassauischen Familienpapieren.

Von Adolf Unser.*)

Um die Mitte des März 1813 bereiteten sich die großen Ereignisse vor, die im Herbst zur Schicksalswende für Napoleon führen sollten. Wie das Herzogtum Nassau von den Vorbereitungen zum neuen Feldzug gegen die Russen und Preußen im Osten Deutschlands berührt wurde, haben wir bereits gehört; die große Heerstraße von Mainz über Hochheim und Höchst nach Frankfurt durchschneidet ja das nassauische Gebiet in der nächsten Nähe von Wiesbaden und wenn auch die heutige Auffassung vom „Grüdenlopf“ noch nicht bestand, so lag doch Hiebrich mit dem Residenzschloß unter den Kanonen der mächtigen Festung und Wiesbaden mindestens in deren „Interessensphäre“. Am 19. März schreibt Geheimrat Bielius an seine Söhne:

„Von Mainz hat man die Nachricht, daß Österreich mit Frankreich einen neuen Allianztractat abgeschlossen hat, in Folge dessen Österreich eine Armee von 200 000 Mann gegen Rußland stellt. Ist diese Nachricht, welche aus sicherer Quelle kommt, gegründet, so werden wir von den Russen nicht viel zu befürchten haben, und können also um so ruhiger sein. Morgen wird der Kaiser in Mainz erwartet.“

Diese Nachricht war, wenn sie auch aus angeblich sicherer Quelle stammte, doch unrichtig; die österreichische Politik, von Metternich meisterhaft geleitet, vermied es vorzeitig Partei zu ergreifen und hätte am liebsten den Vermittler gespielt, um dabei selber das beste Geschäft zu machen und den größten Gewinn einzukassieren. Vermutlich hatte die Meldung den Zweck, die Rheinbundfürsten bei dem französischen Bündnis festzuhalten, denn das Beispiel des Königs von Sachsen, der zu dieser Zeit noch bündnistreu vor russischen und preussischen Heerführern sein Land verlassen mußte, war nicht gerade ermutigend. Auch die Meldung von der nahe bevorstehenden Ankunft Napoleons in Mainz war falsch; erst am 17. April traf der Kaiser dort ein.

In Idstein scheint man allerdings andere Quellen gehabt zu haben; wir erkennen es aus den Zeilen des Vaters, der am 26. März schrieb:

„Eure Kriegsnachrichten sind nicht ganz richtig, im Gegentheil ist man hier dormalen ziemlich ruhig, und scheinen die Russen kaum weitere Fortschritte gemacht zu haben. Ihr könnt also deshalb ganz unbesorgt sein, und Euren Studien mit Ruhe abwarten.“

Am Dienstag, 6. April, kehrten Louis und August ins Elternhaus zurück, um die Osterferien dort zu verbringen. Auf Wunsch der Mutter wurden die gesamte Leib- und Bettwäsche und sämtliche Kleidungsstücke mitgebracht, um einer gründlichen Durchsicht unterzogen und ausgebessert zu werden; die Frau Inspektorin aber war abeten worden, das Bettzeug auf dem Speiseher aufzubängen, damit es einige Wochen abtrocknen konnte.

Vier Wochen genossen die Knaben den Aufenthalt bei Eltern und Geschwistern, dann wanderten sie am 5. Mai wieder hinüber nach Idstein. Der Briefwechsel ist rasch wieder in Gang gesetzt und wir erfahren daraus allerlei von den großen Ereignissen der Zeit. Am 21. Mai schreibt der Vater:

„Heute ist auch der junge Chirurgus Bräuer von Frankfurt, Neveu des Rüstschmieders Pauls, hier gewesen, er hatte einen französischen Staats-Officiere, welche in der Bataille von Lützen blessiert wurden, von Frankfurt nach Mainz begleitet. Dem einen waren nemlich beide Arme weggehauen, und dem anderen eine Kugel durch den Kopf oder vielmehr beide Augen gegangen, so daß er stoch blind war. Beide sollen noch sehr jung sein und sich darüber disputiert haben, wer von ihnen beiden am unglücklichsten blessiert sei; außerdem sollen sie eine fürchterliche Beschreibung von der Bataille bei Lützen gemacht haben, wie viele Dörfer abgebrannt, wie die Todten und Blessirten so hoch aufgethürmt gewesen, daß die preussische Cavallerie bis an die Kniee im Blut gewadelt, und die Pferde über die vielen Leichen nicht mehr gehen wollen. Den Verlust der Franzosen sollen sie selbst für ungeheuer an, noch mehr aber den Verlust der Preußen, wovon eine Legion ganz aufgerieben worden sei.“

Zur Erläuterung des Ganges der kriegerischen Ereignisse sei kurz erwähnt, daß am 5. April preussische Truppen Joachim Murat bei Mödern geschlagen und dann gemeinsam mit dem russischen Hauptheer den größten Teil von Sachsen mit Dresden besetzt hatten, so daß der sächsische König landflüchtig seine Zuflucht bei Österreich suchte. Am 2. Mai aber besiegte Napoleon die Preußen und Russen bei Lützen (Großschützen), worauf deren Heere Sachsen räumen mußten und König Friedrich August reumütig zum französischen Bündnis zurück-

kehrte. Während diplomatische Verhandlungen, insbesondere über die Stellungnahme Österreichs, ihren Fortgang nehmen, erlitten die Verbündeten unter Wittgenstein und Blücher bei Bauten am 20. und 21. Mai eine zweite, abermals sehr blutige Niederlage, deren Folgen den Zusammenhalt des russischen Bündnisses schwer gefährdeten, bis der Waffenstillstand von Tilsit am 4. Juni den Heeresbewegungen Halt abgab.

Welche Bedeutung Napoleon dem Sieg bei Bauten beimaß, geht daraus hervor, daß er dessen beschleunigte Mitteilung an die Rheinbundfürsten anordnete. Schon am 25. Mai schreibt darüber Bielius an seine Söhne:

„Heute hat man in Hiebrich die Nachricht von einem neuen Sieg erhalten, welchen am 21. Mai der Kaiser Napoleon bei Bauten über die Russen errungen hat. — H. Marschall Kellermann hat diese ihm auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers zugegangene Nachricht, unserm Herzog heute Mittag gemeldet. — Wir werden also nunmehr sobald nichts von den Russen zu fürchten haben, und können wenigstens für diesen Sommer ruhig sein! — Am ersten Pfingsttag soll in allen Kirchen unsers Landes ein Dankfest gefeiert werden.“

Die nächsten Briefe des Geheimrats enthalten, entsprechend der im Osten eingetretenen Unterbrechung der militärischen Bewegungen, keine Nachrichten vom Krieg oder von diplomatischen Verhandlungen; von dem sich vorbereitenden Übertritt Österreichs zum Bund gegen Frankreich, der für den Ausgang des Feldzugs entscheidend war, wird man höchstens eine Ahnung gehabt haben; der Umstand, daß der Rhein nach der Leipziger Schlacht erst Ende Oktober fließbar machte, kam, wie es scheint, für die herzogliche Regierung ziemlich überraschend. — So beschränkt sich denn der Briefwechsel mehr auf Dinge des täglichen Lebens; der Vater beklagt sich darüber, daß er dem Camberger Schuhmacher Dökel ein Paar neue Stiefel und ein Paar Vorhänge für den Ankauf habe bezahlen müssen und fügt folgende Ermahnung hinzu: „Ihr müßt mit Euren Stiefeln etwas vorsichtiger umgehen, sonst werden die Kosten wirklich zu groß. Während 7½ Jahren als ich in Idstein war, habe ich nur zwei bis drei Paar Stiefeln gebraucht. Ihr aber braucht beinahe alle Jahr so viel!“ Wenn der bei aller zweifellos herrschenden Sparlichkeit keineswegs kleinliche Geheimrat Bielius einmal über die Höhe der Ausgaben ein Wort äußert, hatte er gewiß Grund dazu; aber über die Ursache des Mehrverbrauchs an Fußzeug können wir höchstens die Vermutung hegen, daß der Schuhmacher der guten alten Zeit von 1776—1783 eben bessere und dauerhaftere Arbeit geliefert hat als Herr Dökel aus Camberg, der Lieferant der Familie Bielius und wohl noch manch anderer Wiesbadener Haushaltung. — Auch über die Kur in Wiesbaden, von der damals ebenso wie heute das geschäftliche Leben im wesentlichen abhing, hören wir allerlei. Wenn es Ende Mai infolge täglicher Regengüsse so kühl war, daß in der Kinderstube des Konnenhofs wieder abet sein mußte, braucht man sich über das Ausbleiben der Badegäste ja nicht zu wundern. Leider hielt das kalte und regnerische Wetter weiter an; auch die regelmäßigen Bälle im Kurlokal, die am Pfingstsonntag (6. Juni) ihren Anfang nahmen, konnten keine Kurfremden heranziehen; ein Fest wie das am Sonntag, den 13. Juni, war zwar sehr albern, dem großen Souper in der herrschaftlichen Loge — also wohl der des Herzogs — wohnte der gesamte Adel bei sowie viele Fremde aus Mainz, aber das waren Eintagsgäste, die allenfalls als „Passanten“ in der Kurliste in Erscheinung traten, aber kein Geld unter die Bevölkerung brachten. Man machte sich schon auf eine recht mäßige Fremdenzeit gefaßt, doch besserte sich der Fremdenbesuch im Juli und am 3. August schreibt der Vater den Söhnen: „In Wiesbaden ist jetzt die Kur sehr vollständig, alle Häuser sind gepackt voll Fremden, und am letzten Sonntag — 1. August — waren über 2000 Menschen im Kurlokal. — so voll soll derselbe noch nie gewesen sein.“ Zum Ball am 8. August durften abrägens Louis und August von Idstein herüberkommen; ja der Vater wünschte sogar, daß sie sich auch für Montag Urlaub von ihren Lehrern geben ließen, denn sie sollten nicht, wenn sie spät in der Nacht vom Kurlokal heimkehrten, alsbald wieder aufbrechen und in der Mittagsstunde den langen Weg zu Fuß zurücklegen, vielmehr erst nachmittags fortgehen, abends in Idstein ankommen und am Dienstag früh ausgeruht und frisch wieder am Unterricht teilnehmen. — Mitte August hatte die Kur den Höhepunkt bereits überschritten und begann abzunehmen, viele Fremde waren bereits abgereist. Man wunderte sich heute überhaupt, daß bei den herrschenden Wirren in Mitteleuropa von einer, wenn auch nur kurzen „Dachlaison“ in Wiesbaden die Rede sein konnte. Freilich war man ja einstweilen noch weit vom Schuß und von den wichtigen politischen Entscheidungen, welche damals im Osten fielen, hat man nicht viel vernommen und noch weniger verstanden.

*) Fortsetzung aus Nr. 66 vom 17. Dezember 1924.